

# Stilistisch-rhetorisches Arbeitsbuch für die Mittelschule, die Hochschule und den Selbstunterricht [Paul Lang]

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **25 (1941)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freilich hat man sich in der Schweiz schon lange vor Schiller die Geschichten von Tell und vom Rütli erzählt, sonst hätte sie Goethe auch nicht gefunden, und Schillers Hauptquellen sind ja Tschudi und Johannes von Müller gewesen. (Übrigens sind diese „Geschichten“, die man nun etwa hundert Jahre als haltlose Sagen betrachtet hat, durch die Forschungen Karl Meyers wieder wahrscheinlicher, beinahe schon wieder „Geschichte“ geworden; Gottfried Keller hat auch schon 1860, in seinem köstlichen Bericht von der Einweihung des Mythensteins zum Schillerstein, ihre Entstehung aus nichts eine Unmöglichkeit genannt). Aber auch Tellingspiele mit Rütli Szenen hat es schon vor und wieder nach Schiller gegeben — keines hat im entferntesten die Wirkung von Schillers Werk erreicht, und heute können unsere Festredner kaum etwas Besseres tun, als den Kern der Gründungsgeschichte in der Fassung auszudrücken, die ihm nun einmal Schiller und kein anderer gegeben: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern —“ Es gibt aber im Bundesbrief von 1291, ganz abgesehen vom lateinischen Wortlaut, kaum eine Stelle, die diese Fassung wörtlich nahe legt, und doch verwenden und empfinden die guten Schweizer von heute diese Worte Schillers, wie wenn sie in jener Sommernacht 1291 steno-, wenn nicht gar phonographisch aufgenommen worden wären. Es trifft sich darum auch reizend, daß die vielen Rütliwallfahrer, die von Luzern oder von Brunnen herkommen, zuerst am Schillerstein vorbeifahren und auf der Heimfahrt nochmals den „Sänger Tells“ grüßen, der des grünen Heinrichs „heiligste Sagen verherrlicht“ zurückgegeben hat.

Wir alle freuen uns dessen, was Keller die „wunderbare Tatsache des Vaterlandes“ nannte, und stehn zu Karl Hediger, der das Fähnlein der sieben Aufrechten übergab mit den Worten: „Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was der Bürgerfuss nicht ausrichten sollte, das wird die Freundesliebe vermögen, und beide werden zu einer Tugend werden“. Und das hat am 1. Augusten 1291 begonnen, und dessen freuen wir uns.

## Büchertisch.

**Dr. Paul Lang**, Professor an der Kantonschule Zürich. **Stilistisch-rhetorisches Arbeitsbuch** für die Mittelschule, die Hochschule und den Selbstunterricht. 289 S., geb. Fr. 5.40. Schlüssel (gesondert zu beziehen) Fr. 1.50. Verlag Sauerländer & Co.,arau.

In doppeltem Sinn ein Arbeitsbuch: eine Anleitung zur Arbeit, nämlich zu reichlicher sprachlicher Übung, aber auch hervorgegangen aus gewaltiger Arbeit. Es setzt die Kenntnis der deutschen Sprache voraus, ist also keine Sprachlehre im üblichen Sinn; es will zum guten Gebrauch der Sprache anleiten. Kann man das? Beim Lesen guter Bücher kann sich das Sprachgefühl entwickeln, aber es muß das nicht, sonst könnte Ed. Engel nicht mit Recht eine so lange Reihe von Germanisten zu den schlechten Stilisten zählen. Engel meint, guter Stil lasse sich nicht künstlich anlernen; was man dem Schüler beibringen könne, seien nützliche Lehren fürs Tun, besonders aber die noch nützlicheren Mahnungen zum Lassen, nämlich schlechter Sprach-

gewohnheiten, und das ist ja der Hauptzweck des „Korrigierens“ im Schulsinn. (Korrigieren heißt eigentlich verbessern, der Lehrer verbessert aber gewöhnlich nicht, sondern sieht nur durch, streicht an und läßt den Schüler verbessern). Das ist das Unbefriedigende an dieser großen Last des Sprachlehrers: er kann dem Schüler nur schlechtes Deutsch ab-, aber damit noch kein gutes Deutsch angewöhnen, sondern nur ein etwas farbloses „korrektes“ Deutsch. Das ist immerhin viel mehr als nichts. Aber wenn man Langs Buch durchgesehen hat, fängt man wahrhaftig an zu glauben, auch ausgesprochen gutes Deutsch lasse sich beibringen, nämlich durch Übung, aber durch eine ungeheure Menge von Übung. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie reichhaltig und dabei geschickt und klar geordnet diese Übungen sind: zur Erweiterung des Wortschatzes, zur Schärfung des Sprachgefühls, zum Satzbau, zum Aufbau eines Aufsatzes. Bald soll der Schüler in einem vorliegenden Brief allzu vertrauliche oder gewöhnliche Ausdrücke durch gut schriftsprachliche, etwas gehobene ersetzen, bald umgekehrt allzu blumige durch bescheidenere, bald in einer etwas derb geratenen Beschwerde die beleidigenden Wörter mildern, bald aus einem literarischen Schriftstück ein paar eingeschmuggelte gezierte vereinfachen, bald aus der Rede eines Generaldirektors etwa zwei Duzend überflüssige Fremdwörter verdeutschen, bald in einer Trauerrede die Phrasen umgehen usw. Der Verfasser ist ein sehr guter Kenner guten deutschen Sprachgebrauchs und macht z. B. darauf aufmerksam, daß Wörter wie „währendem“ und „trotzdem“ in Norddeutschland nur als Umstands-, nie als Bindewörter verwendet werden, läßt sie aber auch als solche für die Schweiz gelten. Daß die Möglichkeitsform (der Konjunktiv) auch in geistig höhern Kreisen allmählich verschwindet, schreibt er wohl mit Recht dem „steigenden Einfluß der sprachlich Ungebildeten“ zu, unter denen sich auch Rundspruchsprecher befinden. Eine Musterammlung von Briefen und Berichten schließt den 1. Teil, die „Sachprosa“, deren Beherrschung jedem zugänglich sein sollte, der auf gute sprachliche Bildung Anspruch macht. Der Abschnitt über „Kunstprosa“ will natürlich nicht zur Berufsschriftstellerei erziehen, sondern nur zum Erkennen höherer Prosa anleiten. Das 3. Buch gibt Anleitungen zur Redekunst und antwortet u. a. auf Fragen wie: Wie man sich auf eine Rede vorbereitet. — Den endgültigen Beweis seiner Güte leistet natürlich ein solches Werk erst im Unterricht; es ist aber sehr zu wünschen, daß bald reichliche Versuche damit gemacht werden. In einer hoffentlich bald notwendigen 2. Auflage könnten dann einige Kleinigkeiten verbessert werden: Das Hedy würde dann vielleicht zum Hedi, und aus den Dialekten würden Mundarten, um so eher, als einmal vom „dialektischen Sprachganzen“ die Rede ist, das griechische Wort also verwirrend in einem andern Sinn verwendet wird als für „mundartlich“. In dem Satz (S. 75) „Da die deutschen Konjunktionen teilweise von den schweizerischen abweichen“ usw. weiß man nicht, ob „deutsch“ und „schweizerisch“ hier bedeuten „schriftdeutsch“ und „mundartlich“ oder ob unterschieden werden solle zwischen dem in Deutschland und dem in der Schweiz üblichen Schriftdeutsch. Schließlich sind ja auch die „schweizerischen“ Konjunktionen deutsch, aber eben schweizerdeutsch. S. 146 fragt jemand in einem Musterbriefe, warum man von der Postverwaltung anders behandelt werde, „als man es sich von Bahn und Schiff gewöhnt ist“; besser wäre doch wohl: „als man es gewöhnt ist“. (Man gewöhnt sich an etwas, und wenn man sich daran gewöhnt hat, dann ist man daran gewöhnt [ohne „sich“!], oder man ist es gewöhnt). Diese paar Aussetzungen seien nur angebracht, um zu zeigen, daß es uns nicht bloß ums Rühmen zu tun

war. — Lehrern und solchen, die sich selbst unterrichten wollen (das muß an Hand dieses Buches eine Lust und ein Gewinn sein), ist der Schlüssel ein willkommener Helfer.

## Briefkasten.

**H. A., B.** Wir haben Ihnen das letztemal in dem Kindervers „Es schneierlet, es beierlet“ das zweite Tätigkeitswort zu erklären versucht und es als bloßes Reimspiel zum ersten gedeutet. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß laut Idiotikon eine andere Erklärung näher liegt. „Beierle“ könnte nämlich eine Nebenform oder Spielart sein zu „beiele, béjele, bijele“: in dünnen, kleinen Flocken schneien, welche Bedeutung in den Zusammenhang paßt, sehr verbreitet ist und entstanden sein dürfte durch den Vergleich der tanzenden Schneeflocken mit schwärmenden Bienen.

**K. K., D.** Sie nehmen Anstoß an dem Satz in der 1. Spalte von Nr. 4/5: „Man fragt sich, weshalb ein solcher Schlendrian und eine solche Abkürzungsfucht eingerissen habe“. Schlendrian und Abkürzungsfucht seien doch zwei „Dinge“, also müsse man fragen, weshalb sie eingerissen haben. So könnte man auf alle Fälle sagen, aber die Einzahl ist in diesem Falle auch erlaubt, weil die beiden Dinge einander beigeordnet sind und zusammengehalten werden durch das gemeinsame Merkmal der mangelnden Sorgfalt für die Sprache. Der Fall ist ähnlich, wenn auch etwas lockerer, wie bei Schiller: „Daß sich Herz und Auge weide —“ oder im Sprichwort: „Saß und Brot macht Wangen rot“. Umgekehrt darf die Sagensage in der Mehrzahl stehen, obschon der Satzgegenstand durch ein Wort in der Einzahl ausgedrückt ist, wenn dieses keine geschlossene Einheit, sondern eine Reihe von Einzelwesen bezeichnet, besonders wenn diese Einzelwesen genannt werden; z. B. „Eine Menge Wagen stehen vor der Türe“ oder „Darüber lagen ein Paar Handschuhe“ (Goethe). — Einigen sprachlichen Anstoß kann man in der Tat nehmen an der Behauptung (Spalte 3), daß der Stil der akademischen Landwirte „mehr nach Papier als nach bodenständigem Saft und Kraft“ aussehe. Der Leser bezieht die Zuschreibung „bodenständig“ auch auf das folgende, mit dem ersten durch den Reim eng verbundene, aber leider weibliche Wort „Kraft“, aber vor diesem müßte es heißen „bodenständig“. Die Wiederholung des Eigenschaftswortes hätte den Satz schmerzlich und pedantisch klingen lassen, die Weglassung des Saftes oder der Kraft ihn des wohlklingenden Reimpaars beraubt, und da hat sich halt der Verfasser aus Stilgründen über die Sprachlehre hinweggesetzt wie Goethe, als er schrieb: „Was soll all der Schmerz und Lust?“

**O. W., J.** Rätselhaft sind in der Tat an den Zürcher Postbriefkasten Inschriften wie „Leerung des Briefkastens Werktags munterbrochen (ohne von 3.45—4.45)“ (Bahnhofspost) und „Telegramme können, ohne bei Selbstkassierstationen, telephonisch aufgegeben werden“ (Rämistrasse, Römerhof). Natürlich sollte es statt „ohne“ heißen „außer“. Solche Gebilde sind undenkbar „ohne“ von Leuten, die nicht Deutsch können.

**L. W., L.** Sie wundern sich, daß bei den Wettervorausagen (solange wir solche hatten) das Wetter, wenn es darnach war, mit „heiter“ statt mit „hell“ bezeichnet wurde: „heiter“ beziehe sich auf einen Gemütszustand ähnlich wie „lustig“. Sie irren sich: schon vor tausend Jahren wurde die Sonne heiter genannt (heitarii funna). Goethe spricht von einem klaren und heiteren Himmel, einem heiteren Dörfchen in der Ferne, von warmem, heiterem Wetter und sagt sogar: „Dem Heiteren erscheint die Welt auch heiter“. Da haben Sie beides beisammen: die innere und die äußere Heiterkeit.

**E. S., J.** Sie haben durchaus recht mit ihrer Meinung, nach „trotz“ sollte man den Wem- und nicht den Wesfall setzen; denn das Vorwort „trotz“ ist entstanden aus dem Hauptwort „Trotz“, und dieses wird auch heute nie ohne Wemfall gesetzt. Der Satz: „Ich gehe aus trotz dem Sturme“ ist ursprünglich so gemeint gewesen: „Ich gehe aus — Trotz sei dem Sturme!“ Aber der Mißbrauch mit dem Wesfall hat nicht, wie Sie glauben, erst vor etwa 50 Jahren begonnen; er kommt schon bei Goethe vor und vielleicht noch viel früher. Vielleicht hat er vor 50 Jahren so stark überhand genommen, daß der Wesfall heute beinahe als besser gilt; jedenfalls ist er heute so gebräuchlich, daß man ihn nicht mehr als Fehler behandeln darf; denn in der Sprache herrscht, wie im übrigen Leben, durchaus nicht immer die Vernunft, sondern allerlei anderes. Entstanden ist der Mißbrauch wohl deshalb, weil beim Gegenteil zu „trotz“, nämlich bei „wegen“, wo ursprünglich nur der Wesfall richtig war, der Wemfall eingedrungen ist, bei sorgfältigen Schreibern aber immer noch der Wesfall als besser gilt. Erleichtert werden solche Übergänge von einem Fall zum andern dadurch, daß bei weiblichen Wörtern der Wes- und der Wemfall gleich lauten: wegen der Not, trotz der Hilfe. Weil bei „trotz“ der Wemfall das Ursprüngliche ist, sagen wir auch „trotzdem“ und nie „trotzdes“. — Genau wie mit „trotz“ steht es mit „dank“; auch da haben Sie recht. Ein Satz wie „Eine Strafverfolgung konnte dank dem Eingreifen reicher Verwandter (!) vermieden werden“ ist so zu

verstehen: „Eine Strafverfolgung konnte — Dank sei dem Eingreifen reicher Verwandter! — vermieden werden“. Aber wenn es einmal heißt „dank der Hilfe“, sieht man es der Hilfe nicht an, ob sie im Wes- oder im Wemfall stehe, und weil bei dem sinnerwandten „wegen“ mit Recht der Wesfall als der bessere gilt, schleicht er sich unrichtigerweise auch bei „dank“ ein. Dieser Irrtum scheint noch nicht sehr alt zu sein. — Den Wesfall hat mit Recht auch „kraft“. Es ist natürlich entstanden aus dem Hauptwort „Kraft“ und lautet ursprünglich „von“ oder „durch“ oder „aus“ oder „in Kraft“, worauf natürlich der Wesfall folgte. Die Kürzung auf bloßes „kraft“ kommt schon im 16. Jahrh. vor, aber nur mit dem Wesfall, und wenn Sie gelesen haben: „kraft dem Artikel 140 des Strafgesetzbuches —“, so kann man fast bedauern, daß es in diesem Strafgesetzbuch keinen Artikel gibt, kraft dessen (Ihr Schreiber würde natürlich sagen: kraft dem) man ihn bestrafen kann. — Wie leicht sich aber solche Irrtümer einschleichen, dafür liefern Sie selbst ein Beispiel, wenn Sie im Tone der Entrüstung schreiben, vor 30 Jahren hätte kein halbwegs gebildeter Mensch geschrieben: „Laut des Gesetzes über die zivilrechtlichen Verhältnisse —“. Da können wir uns ja nur freuen, daß es unterdessen offenbar wieder besser geworden ist; denn der ursprüngliche Sinn verlangt da in der Tat den Wesfall; er ist heute mit Recht ziemlich allgemein üblich. Dieses Vorwort ist wie „kraft“ entstanden durch Kürzung, nämlich aus „nach Laut des Artikels 140 des Gesetzes“. Wenn Goethe einmal ausnahmsweise schrieb: „Laut dem Vorbericht“, so wirkte da offenbar das Wörtchen „nach“ nach: „Nach dem Vorbericht“.

## Allerlei.

Ein schönes altes Volkslied lautet: Kommt ein Vogel geflogen, Setzt si nieder auf mein Fuß, hat e Zedel im Schnabel, Wo mein Schätzle ein Gruß. Ein Spaßvogel hat sich den Scherz geleistet, das in heutiges Bürodeutsch zu übertragen:

Nach Aussage des Zeugen Meier ergibt sich das Vorliegen folgenden Tatbestandes: Am gestrigen Tage erschien auf dem Luftwege in der Wohnung des Meier ein der Persönlichkeit nach nicht näher bekannter Vogel zwecks Niederlassung auf dem rechten bzw. linken Fuße des Obgenannten. Die Tatsache, daß das Tier vermittelt seines hierzu besonders geeignet erscheinenden Schnabels einen Zettel mitzuführen vermochte, versetzte dieses in die Lage, dem Meier auf schriftlichem Wege einen Gruß von einer weiblichen Person zu übermitteln, welsch letztere als des ersteren Liebste identifiziert werden konnte.

„Weckruf“ des Deutschen Sprachvereins.

Aus einem alten Kalender: Zur Zeit, da die Bourbonen in der Schweiz Unterkunft gefunden hatten, brachte in Lachen eine neu angestellte junge Kellnerin einem Türko den befohlenen Schoppen. Der Wüstensohn sah sie mit verliebten Blicken an und sagte in tiefstem Basse „Merci!“ Das Zürcher Meiteli errödete und raunte ihrer Kameradin vertraulich zu: „Denk au, Babeli, der Türko cha scho Tüütsch!“

Doppelt genährt hält besser. Mary Lavater-Sloman (geborene Hamburgerin, die offenbar auch den Berliner Sprachgebrauch kennt) erzählt in ihrer lustigen Geschichte „Die steinerne Tote“: „Franz-Friedrich von Nuzing sah sich — wie man in Berlin sagt — dem vis-à-vis de rien gegenüber“. — Der Junggeselle heißt französisch bekanntlich garçon. Er wohnt meistens in einem „möblierten Zimmer“; er heißt daher häufig „möbliertes Herr“, in Leipzig „Garçonherr“.

Wer Hans Waldmann war, glauben die Zürcher zu wissen, aber daß ihr Bürgermeister und Held von Murten († 1489) auch schon „in Tee gemacht“, das wußten sie bisher nicht, doch sie lernen es nun. Der Tee kam zwar erst im 17. Jahrh. nach Europa, aber in Zürich gibt es einen „Tea-Room Hans Waldmann“, zu dessen Empfehlung der Inhaber in der Zeitung beifügt: „Sein Name bürgt für Qualität“. Der Mann hat sich mit seinem „Lokalpatriotismus“ umsonst lächerlich gemacht; denn auf diese Bürgschaft hin wird der Zulauf kaum größer werden.